

Elisavet S. Sioumpara, **Der Asklepios-Tempel von Messene auf der Peloponnes. Untersuchungen zur hellenistischen Tempelarchitektur.** Athenaiia, Band 1. Verlag Hirmer, München 2011. 294 Seiten mit 122 Abbildungen und 25 Tabellen, 52 Tafeln und 1 Beilage.

Mit dem vorliegenden Band stellt die Abteilung Athen des Deutschen Archäologischen Instituts eine neue Reihe vor, Athenaiia. Sie sollen die Beihefte der ›Athenner Mitteilungen‹ ersetzen und insbesondere erweitern, da neben Monographien und Dissertationen nun auch Kongress- und Tagungsakten publiziert werden sollen.

Die Arbeit zum Asklepiostempel in Messene ist die überarbeitete Dissertation von Elisavet Sioumpara, die 2006 an der Freien Universität Berlin bei Wolfram Hoepfner und Ernst-Ludwig Schwandner abgeschlossen wurde. In Fortsetzung der Arbeiten von Petros Themelis waren in den Jahren 2000 bis 2003 Kampagnen zur Bauforschung durchgeführt worden, die die Aufnahme der Fundamente und der Bauteile vor Ort wie im Museum zum Ziel hatten.

Die Gliederung des Bandes lässt erkennen, was auch für die Inhalte der einzelnen Abschnitte gilt: Die Strukturierung ist sorgfältig durchdacht und konzis, die Argumente sind ausführlich und klar formuliert, die Ergebnisse durchwegs überzeugend.

In der Einleitung wird ein Überblick über das Heiligtum und die Stadt Messene gegeben. Im Hellenismus erfuhr der Kultkomplex eine umfassende Neugestaltung. Der mindestens zweiphasige Altarbau bedurfte ei-

ner eigenen Untersuchung, ebenso angrenzende Architekturen wie das Odeion, die Oikoi, das Heiligtum der Artemis Orthia oder die spätantike Stoa, in der zahlreiche Spolien verbaut sind.

Die Korrespondenz des Tempels mit den umliegenden Monumenten weist die gesamte Anlage als einheitlichen Entwurf aus (S. 11–13). Die Verfasserin versucht, die Funktionen der Räume des Heiligtums, auch außerhalb des Tempels, zu erklären (S. 13–15), etwa jene des Saales Γ, der den Hieroi Gerontes als Versammlungsraum gedient haben soll. (Die umlaufende Bank von sechsundfünfzig Metern Länge soll den sechsundsiebzig Mitgliedern als Sitzplatz gedient haben, der verfügbare Platz von sechsunddreißig bis einundvierzig Zentimetern pro Person mutet aber eng an; vergleichbare Schätzungen sind besonders bei Theaterbauten und den daraus rekonstruierten Gesamtbesucherzahlen problematisch, vgl. S. 14 Anm. 89 im vorliegenden Band.)

Die Forschungsgeschichte zum Heiligtum von Messene beginnt mit den Grabungen von Anastasios Orlandos seit 1957, im Zuge derer 1969 und 1970 der Tempel ergraben und bereits 1971 publiziert wurde. Orlandos rekonstruierte einen Peripteros von sechs auf zwölf Säulen mit zwei Bauphasen, eine erste aus Poros im vierten Jahrhundert und eine zweite aus Kalkstein im späten Hellenismus. Das Auftreten beider Materialien nebeneinander (etwa im Architrav) wurde dabei mit einer maßgleichen Wiedererrichtung nach einer Zerstörung erklärt. Dagegen führt Sioumpara eine Reihe von Argumenten an (S. 19 f.), etwa dass die Existenz dorischer Bauteile unterschiedlicher Maßsysteme damit nicht erklärbar wäre und die Jochmaße ebenso wenig übereinstimmen wie die Säulendurchmesser. (Dass noch Bauteile des älteren Tempels in der Ruine vorhanden sind, spricht nicht gegen eine Wiederverwendung im gleichen Bau [S. 19], sondern müsste vielmehr bei einem kompletten Neubau, wie die Autorin ihn vorschlägt, erklärt werden.)

Gerade die zu frühe Datierung der vermeintlich ersten Bauphase mag der Grund für die verhaltene Rezeption der Ergebnisse von Orlandos gewesen sein. Erst Themelis, dessen Grabungen 1989 abgeschlossen wurden, vermutete eine einzige, hellenistische Bauphase. Die entscheidenden Ergebnisse seiner Grabungen stammen vor allem aus dem Bereich um den Tempel und an den Fundamenten, wo eine Planierung aus den Abschlüssen der Bauteile erkannt wurde, weiters eine Baugrube (allerdings ohne Fundmaterial) und daneben der Kulturschutt mit Resten älterer Bauten (S. 22 f.). Ein Kanal, der in späthellenistisch-römischer Zeit verfüllt und nicht mehr gereinigt wurde, gibt Aufschlüsse über ein Ende der intensiven Nutzung des Areals.

Den Hauptteil des Bandes bildet das über einhundertfünfzig Seiten starke dritte Kapitel zur Beschreibung und Rekonstruktion des Tempels (S. 25–180). Alle besprochenen Architekturglieder sind sorgfältig dokumentiert. Im Abschnitt zum Unterbau sind auch

die Ergebnisse der jüngsten Grabungen zu finden, die wegen der Baugruben und relativen Abfolgen insbesondere für die Chronologie wichtig sind. Dem folgt die Besprechung der einzelnen Bauelemente vom Fundament bis zu den Akroteren. Der Abschnitt zu den Säulenschäften und die ausgeklügelte Wiedergewinnung der Entasis wurden von Jari Pakkanen beigetragen.

Ungewöhnlich ist, dass die Zeichnungen teilweise in den Text integriert, teilweise dem jeweiligen Unterkapitel nachgereiht sind. Das erleichtert zwar das Nachvollziehen der im Text beschriebenen Einzelheiten, erschwert aber das Auffinden der Zeichnungen beim Querlesen. Die Herausgeber haben ungestalteten Weißraum nicht gescheut, um alle Zeichnungen im selben Maßstab oder in einem sinnvollen Verhältnis zueinander darzustellen, was enorm zur Lesbarkeit und Benutzbarkeit der Bauaufnahme beiträgt.

Neben der vorbildlichen und minutiösen Vorlage der Bauteile sind auch die folgenden Kapitel besonders ergiebig. In »Material und Bautechnik« wird der lokale Kalkstein vorgestellt, aus dem der Tempel errichtet wurde. Unterschiedliche Qualitäten scheinen dabei entsprechend statischen Gegebenheiten verbaut gewesen zu sein, indem die stark belasteten Bereiche des Bodens aus dem härteren Material errichtet waren.

Die sichtbaren Bauteile waren mit einem etwa einen Zentimeter dicken Verputz stuckiert. Die Oberflächen wurden unterschiedlich bearbeitet, nicht sichtbare Flächen grob belassen. Anhand von Stemmlöchern und insbesondere als »Gegenhebestemmlöcher« verstandenen Einarbeitungen (S. 185 f.) kann die Verfasserin so sehr ins Detail gehen, dass sogar die Verlegerichtung der Stylobatplatten rekonstruiert wird. (In der Diskussion um den »Schlussstein«, also die letzte verlegte Platte, wird die Akribie und Sorgfalt der Arbeit nochmals deutlich: Da Platten fehlen, ist dies nur durch die Diskussion diverser Lösungen möglich und wird mit seriöser Argumentation gelöst [S. 188–190].) Wichtig erscheint die Erkenntnis, dass die Platten von Stylobat und Pteron bereits vor dem Errichten der Cellamauer und dem Aufstellen der Orthostaten verlegt worden sind; zwar ist damit die Gefahr von Beschädigungen beim weiteren Bauvorgang gegeben, dem steht aber der Vorteil eines perfekt ebenen Bodens gegenüber, auf dem manövriert werden konnte. Verdübelt waren die Bauteile vorwiegend mit Kantendübeln (S. 190–193). Traufgeisa und Simen waren mit zwei Dübeln verbunden, wohl um dem durch die Schräge zusätzlich entstehenden Schub entgegenzuwirken. Die Eckdübel unterstreichen die Bedeutung exakter Arbeit und Verankerung gerade der Eckpositionen am Bau. Die sehr einheitlichen Klammern lassen effiziente Serienfertigung vermuten. Die Sorgfalt in der Ausführung zeigt sich ebenso am gestauchten Blei, das in geringen Mengen in die Klammerebettungen gegossen und dann in noch hohle Stellen gedrückt worden ist, wie an den akribischen Ritzlinien für die zu verlegenden Blöcke. Einzelne Flickungen an Bauteilen vor deren Versatz sind verständlich, ein gänzlich

Ersetzen nur leicht beschädigter großer Teile wäre ein beträchtlicher und wohl unakzeptabler Aufwand gewesen (S. 196 f.).

Als Ergänzung zu diesem Abschnitt ist die leider schwer zugängliche Arbeit von Lukretia Gounaropoulou zu nennen, deren Bearbeitung der inschriftlich erhaltenen Bauabrechnung des Asklepiostempels in Epidauros Einblicke in das Bauwesen und die Terminologie griechischer Tempel bietet (Die Bauabrechnung des Asklepiostempels in Epidauros. Ein archäologischer Kommentar [Diss. Wien 1983]).

Auch bei den Überlegungen zu Entwurf und Baumaßen (S. 199–209) zeigt sich, wie exakt am Tempel gearbeitet worden ist. Nur einmal gibt es Abweichungen von über einem Zentimeter, wie an den Ritzlinien ablesbar ist. Als Modul lässt sich ein Maß errechnen, das mit keinem der gängigen Fußmaße übereinstimmt, aber sehr präzise auf alle Bauteile anzuwenden ist, sogar auf die Ziegel, wie eine erhaltene Form zu deren Herstellung lehrt. Die Autorin nimmt an, es handle sich um ein lokales Fußmaß und nicht um einen beliebigen, aus dem verfügbaren Baugrund entwickelten Modulus. Die Erkenntnis, die Entwicklung des Proportionsystems sei vom Stylobat ausgegangen, ist überzeugend und mit der Vorstellung des Arbeitsablaufs auf der Baustelle leichter zu verbinden als die für das griechische Mutterland vermutete Praxis, vom Fries als Proportionsgrundlage auszugehen.

Die Datierung des Tempels wird nicht zuletzt durch die Grabungen auf eine neue Grundlage gestellt, aus denen sich ein Terminus post quem im ausgehenden vierten oder beginnenden dritten Jahrhundert ergibt (S. 211–216). Schuttschichten, die nach der Errichtung des Gebäudes eingebracht wurden, und Hortfunde aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts machen die Aufgabe des Heiligtums mit der römischen Eroberung 146 v. Chr. wahrscheinlich. Eine genauere Einordnung innerhalb dieses Bereichs wird anhand der Bauornamentik versucht, die allgemein als konservativ und damit wenig aussagekräftig beurteilt wird (S. 212). Toichobatprofil und Triglyphon weisen dabei in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Aufgrund von Indizien zu Damophon, der laut Plinius Skulpturen im Heiligtum gefertigt hat, aber im zweiten Jahrhundertviertel bereits anderswo wirkte, wird die Entstehung des Tempels im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts angenommen (S. 213–215).

Sioumpara geht nochmals ausführlich den zahlreichen Hinweisen nach, die für Asklepios als den Inhaber des Tempels sprechen (S. 219–224). Skulpturenfragmente stammen wohl von einer Asklepiosstatue, die Präsenz von Hygieia im Heiligtum kann aus epigraphischen Zeugnissen geschlossen werden. Der Baubefund selbst bietet keine Aufschlüsse zum Kultgeschehen, weder kann ein Standort für ein Kultbild festgemacht noch der Sinn der zweiten Türe in der Cella erklärt werden (S. 234).

Besonders wertvoll und weit über das Monument in Messene selbst hinausweisend ist das letzte Kapitel zur

baugeschichtlichen Stellung des Tempels (S. 225–263). Die ungewöhnliche Rhythmisierung der Krepis, deren Stufen nach oben hin niedriger werden, wird mit Beispielen auf der Peloponnes und in Kleinasien abgeglichen. Das ungewöhnliche Fußprofil des Toichobats, das als Fortsetzung der Antenbasis um die Cella herumgeführt wird, kann mit einem peloponnesischen Basentypus in Zusammenhang gebracht werden, der später in Kleinasien (Pergamon) eine Weiterentwicklung erfahren hat. Selbst an den weitgehend schlecht erhaltenen dorischen Kapitellen kann die Verfasserin relevante Details ausmachen, wie den Rundstab unter den Anuli, der mit vereinzelt Traditionen seit dem fünften Jahrhundert und den Rundstäben an Antenskapitellen verbunden werden kann. Die Antenskapitelle sind ionisch, für einen dorischen Tempel ungewöhnlich, hier jedoch konsequent, da die Ante fast durchgehend »ionisch gestaltet« ist (Basis, Kapitell, symmetrischer Pfeilergrundriss).

Das ionische Kyma am Architrav des Pteron ist erneut ein ungewöhnlicher zusätzlicher Dekor, während auf die im Hellenismus geläufigen Architravsoffitten verzichtet wurde. Die Triglyphen werden als konservativ beschrieben, so gibt es, wie auch sonst auf der Peloponnes, die im Hellenismus üblichen »Ohren« an den Eckglyphen nicht. Für das Auftreten zweier unterschiedlicher Typen des Frieses nebeneinander werden Erklärungsvorschläge angeboten, es wird letztlich aber nicht entschieden, ob es sich um eine Folge langer Bauzeit oder um unterschiedliche Werkstattgruppen handelt. Am wenigsten kanonisch ist das Traufgeison, das in vielen Details Besonderheiten aufweist. Hervorzuheben ist, dass die Autorin zu fast ausnahmslos jeder Beobachtung Vergleichsbeispiele und Erklärungsansätze beibringen kann.

Die Ranken der Sima und die Löwenkopfwasserspeier werden ausführlich besprochen und verglichen, sie sind nach der Typologie von Themelis der älteren Gruppe zuzuordnen. Nur das niedrige Relief und die ausgedehnte Komposition verbinden die Bauteile aus Messene mit einer Gruppe des zweiten Jahrhunderts, die aber ihrerseits viel reicher gestaltet ist. Die genannten Beobachtungen sind insofern problematisch, als gerade die Simaranken eines der wenigen überhaupt für sich darstellbaren Elemente darstellen, sich aber nicht gänzlich überzeugend einordnen lassen. Unbefriedigend bleibt besonders der Hinweis auf ein singuläres Bauteil (Inv. 670), das sich im Stil der Ranke erheblich von allen anderen Stücken unterscheidet. Die Plastizität und Qualität der Ausführung sind ungleich höher, der Dekor könnte einer älteren Stilstufe zugeschrieben werden. Die Überlegung, das Stück sei das einzige einer älteren Phase, alle anderen erhaltenen hingegen Reparaturstücke, wird zu Recht als unwahrscheinlich abgelehnt. Als Alternative wird vorgeschlagen, es könne sich um ein Paradeigma, ein Modell als Vorlage für die Werkstatt handeln. Nach diesem hätten die Steinmetze alle anderen Stücke gearbeitet, dabei aber die Detailformen reduziert. Zwar werden einige Studien zur Existenz solcher

Musterstücke angeführt, doch wird nicht weiter ausgeführt, was dies etwa für die Struktur der Werkstätten hieße, wie die »ältere« Formensprache des Stückes zu erklären sei oder wie und warum die Reduzierung dieser Formen erfolgt sei. (Zu ergänzen wäre hinsichtlich der Muster das Vorkommen des Terminus »paradeigma« in den Abrechnungen in Epidauros, vgl. Gounaropoulou a. a. O. 121 f., und das als Musterkapitell interpretierte Bauteil der Tholos in Epidauros, vgl. H. Bauer, *Korinthische Kapitelle des 4. und 3. Jh. vor Chr.*, Mitt. DAI Athen Beih. 3 [Berlin 1973] 97–92.) Als Fazit zur Formensprache der Ornamentik am Tempel wird jedenfalls festgehalten, dass diese weitestgehend den Traditionen des vierten Jahrhunderts folgt, aber in Details als deutlich jünger erkennbar ist (S. 244 f.).

Die Grundrissdisposition des Tempels folgt im Wesentlichen der allseitigen Axialsymmetrie (S. 245–253). Erneut greift der Architekt damit auf langbewährte Traditionen zurück, die er mit jüngeren Elementen (Säulenzahl, unterschiedliche Tiefe der Vorräume) kombiniert. Zwölf (statt der häufigeren elf) Langseitensäulen ermöglichen eine Verlängerung der Innenräume. Die Disposition des Tempels in einem Hof, gerahmt von vier Stoa, unterstreicht das Konzept der Allsichtigkeit ohne dominante Schauseite.

Die Cella und die Vorräume entsprechen in ihrer Einbindung nicht dem dorischen Kanon, da die Fluchten über alle Achsen hinausragen. Auch die Säulen stehen, wie nach dem fünften Jahrhundert ungewöhnlich, auf den Fugenkreuzen des Stylobats, dessen Pflasterung strenger Fugenkonkordanz folgt. Eine nahe Parallele im Grundrissentwurf findet sich überraschenderweise im älteren Poseidontempel in Sunion, die aber seit der Perserzerstörung so nicht mehr erkennbar war (S. 253). Es ist aber, wie vorgeschlagen, durchaus denkbar, dass der damals erreichte Entwurf eines Normaljochs in der »Architekturtheorie« auch Jahrhunderte später noch bekannt war.

Der Eckkonflikt ist mit einer im zweiten Jahrhundert seltenen, aber nicht unbekanntem Überkontraktion gelöst. Über die Proportionen des Tempelbaus lassen sich nur eingeschränkt Aussagen machen, da an keiner Stelle Säulen- oder Mauerhöhen erhalten sind. Bemerkenswert ist die Kombination von drei Triglyphen pro Joch in der inneren und nur zwei in der äußeren Ordnung. Diese singuläre Lösung scheint der Verkleinerung der Ordnung des Kernbaus geschuldet zu sein, um weder das Triglyphon zu niedrig gestalten zu müssen, noch das Breitenverhältnis zur Metope zu verschieben. Während das Äußere des Kernbaus durch die schon genannten Profile akzentuiert ist, bleibt der Innenraum schmucklos. Die Bedeutung der zweiten Türe in der Längswand der Cella kann nicht geklärt werden, ein Zusammenhang mit der Kulturpraxis scheint naheliegend.

Zuletzt wird die baugeschichtliche Bedeutung des Tempels resümiert (S. 260–263). Der Architekt bediente sich eklektisch des Formenrepertoires vorangehender Jahrhunderte, wie dies für das zweite Jahr-

hundert nicht ungewöhnlich ist. Die dorisch-peloponnesische Tradition wird mit hellenistischen Neuerungen kombiniert, wobei ein bislang fast unerreichtes Maß an Systematisierung und Homogenisierung (Fugen, Achsen, Joche) umgesetzt ist. Auch die Bautechnik entspricht dieser konsequenten Ordnung. Das teilweise strikte Beibehalten von Traditionen dorischer Peripteroi erklärt die Verfasserin vorschlagsweise damit, dass man gerade in deren »Geburtslandschaft« sogar im Hellenismus kaum von den Normen abzuweichen wagte (S. 261). Dies gilt wiederum nicht für den Kernbau, der sehr wohl variiert ist, während das Innere, wie erwähnt, überraschend schlicht blieb. Gerade diese Betonung des Äußeren und des Pteron als gestaltetem Raum entspricht dabei hellenistischen Tendenzen, die im Pseudodipteros des Hermogenes ihren Höhepunkt fanden.

Der Band wird mit einer großen Zahl tabellarischer Übersichten über Einzelmaße und Proportionen abgeschlossen. Von den über fünfzig Tafeln enthalten etwa ein Drittel Fotos der Anlage und ausgewählter Bauteile, der Rest gibt Pläne und Zeichnungen des Tempels und von Details wieder.

Der vorliegende Band von Elisavet Sioumpara ist eine vorzügliche, umfassende Arbeit, deren Ergebnisse über die an sich schon wertvolle Vorlage des Asklepios-Tempels hinausgehen. Neben der minutiösen Vorlage der Bauteile und Befunde sind die Interpretationen weitreichend und gut fundiert, bieten eine Fülle von Vergleichsmaterial und zeigen wichtige Entwicklungsmerkmale griechischer Sakralarchitektur zwischen Klassik und Hellenismus auf. Mit dieser Publikation startet die neue Reihe des Deutschen Archäologischen Instituts mit einem hochwertigen Auftakt, dem noch viele Bände ähnlicher Qualität folgen mögen.

Wien

Georg A. Plattner